

Aus den Lebenserinnerungen des Basler Ingenieurs René Geelhaar

Autor(en): Erich Dietschi
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1958

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/a2f83937-bdf3-4195-bc47-6b8a8451c495>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Aus den Lebenserinnerungen des Basler Ingenieurs René Geelhaar

Von Erich Dietschi

Am 27. Oktober 1945 starb in Bern der Basler Ingenieur René Geelhaar im Alter von 91 Jahren und 7 Monaten. In seinem 90. Lebensjahre war er als ältester noch beruflich tätiger Absolvent der ETH in der Schweizer Presse gefeiert worden. Bis 2 Monate vor seinem Tode war er seinem Beruf als Patent-Ingenieur nachgegangen, und bis in die letzte Zeit hatte er seinen zähen Körper auf ausgedehnten Wanderungen, ja Bergtouren geübt.

Eine eigentümliche Erscheinung, welche sich in den letzten 30 Jahren seines Lebens kaum mehr geändert hatte: eine straffe, eher kleine Gestalt von soldatischer Haltung — man mochte in ihm einen pensionierten französischen Offizier vermuten — sehnig, fast mager, ein interessanter Kopf mit immer noch reichlichem, blondem Haar und spitzem Bärtchen, die Haut ohne Falten, straff über die Backenknochen gespannt, von der Sonne gebräunt. Die scharfen, klugen Augen drückten bis zuletzt größte Vitalität aus.

Die Erfahrungstatsache, daß hohes Alter nicht nur das Resultat körperlicher Voraussetzungen ist, sondern noch viel mehr dasjenige seelisch-geistiger Veranlagung, wurde bei ihm besonders deutlich. Seine beinahe spartanische Lebensweise entsprach einer festen, religiös fundierten Weltanschauung. Die ungebrochene Arbeitskraft aber, mit der er täglich 8 Stunden der Übersetzung von Patentschriften aus dem Englischen oblag, war durch die Arbeit nicht erschöpft, im Gegenteil diente die Mußezeit einer reichen Lektüre namentlich historischer und militär-theoretischer Schriften, aber auch der Beschäftigung mit Tagesfragen. In der Diskussion formulierte er dann seine Meinung mit größter Entschiedenheit und Schärfe.

Nur wenige seiner engsten Bekannten wußten, auf welches reiches und bewegtes Leben dieser «jugendliche» Neunziger zurückblickte. Seine von ihm selbst in klarer, schöner Handschrift aufgezeichneten Lebenserinnerungen sind eine Fundgrube nicht nur für die Basler Familiengeschichte, sondern auch für die schweizerische Militär- und die Wirtschaftsgeschichte, war doch René Geelhaar nicht nur Ingenieur und Erfinder, sondern auch Berufsmilitär gewesen.

Aus diesen Erinnerungen teilen wir im folgenden einige ausgewählte Abschnitte aus der Jugendzeit mit, darunter die ergötzliche Geschichte von der Francireurfahrt. Die späteren Erinnerungen fassen wir zu einer kurzen Biographie zusammen, welche nach Angaben der noch in Genf lebenden Tochter Frau Ida Heidmann-Geelhaar ergänzt sind.

René Geelhaar wurde geboren am 13. März 1854 im Hause seines Großonkels Lukas Forkart-Respinger am Rheinsprung zu Basel, neben dem «unteren Kollegium», dem ältesten Gebäude unserer Universität. Das Haus «zum Kranichstreyt» bildet noch heute den Abschluß einer Gruppe schöner alter Gebäude mit Blick auf den Rhein.

René war das zweite Kind des Heinrich Christian Geelhaar und der Sophie Streckeisen. Taufzeugen waren der Onkel Prof. Streckeisen-Ehinger, der Cousin Im Hof-Forkart, Mitglied des Kleinen Rates, und Frau Bernoulli-Berri, eine Freundin der Mutter.

«Mein Vater, geboren 1810 zu Neudietendorf in Sachsen-Koburg-Gotha, erinnerte sich noch wohl an die Durchzüge der Alliierten in seiner Heimat, wie einer der vorüberziehenden Kosaken oder Kalmüken mit seiner Lanze durch das offene Fenster eine Wanduhr abhängte und mit sich nahm. Er war ein stiller, ernster Mann und hatte viel in seiner Jugend durchgemacht. Die Geelhaars gehörten zu den im Mittelalter bekannten ‚Stadtpeiffern‘, welche ihren eigenen König in Rappoltswiler im Elsaß besaßen und das Vorrecht genossen, allein die Musik öffentlich auszuüben und auch den Degen zu tragen. Es war denn auch sein Vater Musiker von Beruf, als Hautboist in holländischen Diensten in wechselnden Garniso-

nen, zuletzt im Infanterie-Regiment Wilhelm von Oranien in Nymwegen tätig.

Dieser mein Großvater väterlicherseits änderte plötzlich seine Gesinnung und trat unter völliger Aufgabe seiner wohlhabenden Verhältnisse in die Brüdergemeinde des Grafen von Zinzendorf in Neudietendorf ein, wo er als Wagenlackierer angestellt wurde. Er behandelte seinen Sohn oft recht grausam. So zerschlug er nicht nur manchen Fiedelbogen auf dessen Kopf, sondern hob ihn einst an den Ohren auf, bis sie bluteten. Mehrere Stunden im Tag mußte an einem alten Klavier geübt werden, und seine Flöte schnitzte sich mein Vater selber. Immerhin setzte es sein Vater bei der Brüdergemeinde durch, daß trotz aller dort herrschenden Gegenanschauungen mein Vater sich ganz der Musik und der Malerei widmen durfte. Hiezu mußte mein Vater jede Woche zweimal, mit einem Butterbrot und 3 Pfennig in der Tasche, den dreistündigen Weg nach Erfurt zurücklegen, wo er die königlich preußische Zeichenschule besuchte. Um auf seinem meist barfuß zurückgelegten Wege die Zeit nützlich zuzubringen, mußte er ein Choralbuch mitnehmen und daraus 10 bis 12 Melodien auswendig lernen, welche er bei seiner Heimkehr seinem Vater der Reihe nach, jede mit den Notennamen, in allen 12 Tonarten vorsingen mußte.»

Die unerquicklichen Verhältnisse in der Brüdergemeinde brachten dann den Vater Heinrich Christian dazu, kaum erwachsen, in die Schweiz auszuwandern und das Basler Bürgerrecht zu erwerben. Er wurde Zeichenlehrer an der höheren Töchterschule, stellte als Nebenbeschäftigung die Stammbäume der alten Basler Geschlechter zusammen und schmückte sie künstlerisch aus. Er versah auch die Mitglieder diplome des Quodlibet, der damals führenden gesellschaftlichen Vereinigung Basels, mit heraldischem Schmuck. Am Sonntag aber spielte er die Orgel in der Kirche zu St. Jakob.

Sein Sohn, der junge René Geelhaar, mußte keine rauhe Kindheit durchmachen, durfte er doch in einfachen und sorgenfreien Verhältnissen aufwachsen, wobei ihm neben seinen Eltern der Großonkel Lukas Forkart, in dessen Hause ja die Familie wohnte, den größten Eindruck machte.

«Mein Großonkel, den ich heute noch mit seiner weißen Perücke, seinen freundlichen blauen Augen und dem weißen Backenbart lebhaft vor mir sehe, bildete das Gesetz des Hauses. Strikter Anstand und Sitte waren selbstverständlich. Mit einem vom Onkel gesprochenen, stehend angehörten Gebet wurde das Frühstück eröffnet und beschlossen, und meine Morgen- und Abendgebete, meine Hände auf die gefalteten Hände meiner knieenden Mutter gelegt, waren mir stets trauliche Augenblicke, wie auch das Nachtgebet, sodaß, als meine Mutter mich für letzteres einst allein ließ und mir bedeutete, ich sei jetzt groß genug, um selbständig zu beten, ich mich zuerst recht unglücklich fühlte. Aber auch eine empfindliche Mauschelle meiner Mutter ist mir noch in Erinnerung, als einst beim Frühstück, wo mir die seitlich vom Kopf abstehenden Haare meines mir im Licht des Fensters gegenüber sitzenden Vaters auffielen, ich bemerkte: Papa sehe aus wie ein Gaißbock. Da dämmerte mir wohl zum ersten Mal, daß mit der kindlichen Liebe stets auch die gebührende Ehrfurcht vorhanden sein müsse. —

Während meine 6 Jahre ältere Schwester Marie eher verzärtelt war, wehrte ich mich von jeher gegen das Tragen von Unterkleidern und namentlich auch gegen das zu jener Zeit übliche Cache-Nez, welches um den Hals geschlungen wurde. Hierin wurde ich um so mehr bestärkt, als ich einst ein Gespräch überhörte, in welchem meine Mutter ihre Not mit mir in dieser Sache unserem alten Hausarzt Dr. Wybert klagte, dieser sich aber ganz auf meine Seite stellte. Ich habe auch später bis zur Stunde keine Unterkleider getragen, außer etwa bei sehr großer Kälte und hie und da im Militärdienst, wenn ich aufgeritten war.

Mein Lieblingsaufenthalt in der Freizeit war ein Sitz in der über die Mauerfront vorspringenden Vergitterung des auf den Rhein hinausgehenden Fensters des Sommerhauses. Von hier konnte ich am gegenüberliegenden Ufer die Seidenfärber in ihren Schiffen beobachten, welche den Rhein auf weite Strecken blau und rot färbten, oder auch die vielen Flöße, welche dazumal das Holz aus dem Aargau und dem Schwarzwald nach dem Hüniger Kanal brachten, wo sie für ihre Wei-

terreise im Kanal umgebaut wurden. Und eines Morgens, als ich meiner Schwester, mit welcher ich das Zimmer teilte, beim Flechten ihrer Zöpfe behilflich war, wurden wir durch ein furchtbares Krachen vom Rhein her aufgeschreckt und waren Zeugen, als wir ans Fenster sprangen, eines an der Brücke sich zerspaltenden Floßes, der gegen den zweiten Holzpfeiler angerannt war. Einem der Flößer wurde ein Bein abgequetscht, während die übrigen rittlings auf den gelösten Balken den Rhein hinab trieben, wo sie alsdann mittels Waidlingen gerettet wurden.

Unser sonst so stilles Haus barg aber nicht selten auch eine sehr lebhaftes Gesellschaft. Denn fast alle Familienfeste der zahlreichen Im Hofschens Familie spielten sich in unserem Hause bei ihrem Großvater Forkart ab, da ja das Haus zum ‚Pfauen‘, das Wohnhaus der Familie Im Hof an der Sporengasse, neben dem Glasladen und gegenüber dem Rathaus, sehr nahe lag und die Kinder ihren Großvater sehr verehrten. Die jüngeren Kinder Anna, Karl, Amelie und Fritz gehörten auch zu meinen Gespielen fast jeden Sonntag, während die älteren Marie, Adolf, Marta höhere Schulen besuchten und uns jüngere gerne beschulmeistern.

An den sogenannten Familientägli wurden da Gerichte serviert, wie wir sie heute nicht mehr zu Gesichte bekommen, große Platten voll kleiner Sälmlinge, Krebspastete mit Gallerte, von den schönen Torten des Bäckers Souzener abgesehen. Dann aber zur Zeit der Fastnacht und bei anderen Umzügen in der Stadt waren wir Kinder stets bei Cousin Im Hof an der Sporengasse zu Gäste, und im Sommer und Herbst öfters im Im Hofschens Landhaus in Grenzach mit großem Garten, Karpfenteich und Lehenhaus eingeladen.

Ein Herbst in Grenzach steht mir noch in guter Erinnerung. Man naschte da zuerst im Weinberg nach Herzenslust und trank dann den Most aus Gläsern, direkt aus dem Bottich schöpfend, in welchen sich der Saft der von Bauernbuben mit ihren nackten Füßen gestampften Trauben aus einem darüber gestellten Troge ergoß.

Mittlerweile hatte ich mein 4tes Jahr vollendet, und nun ging es zur Schule, April 1858. Es war das die Gemeindeschule

im Luftgäßchen zu den Lehrern Hotz, dem späteren Spitaldirektor, und Oser. Bei den ersten Gängen mußte mich aber meine Mutter begleiten mit der Rute in der Hand. Dann aber ging es recht ordentlich, indem ich bald auf die erste Bank zu sitzen kam, deren 8 Insassen jeweilen bei der Korrektur der Rechnungen ihrer zahlreichen Mitschüler mithelfen mußten. Die Schule wurde stets mit Gebet eröffnet, welches der Primus, dies war meist Jakob Wackernagel, sprach. Sie wurde auch mit Gebet geschlossen. Ich lernte da viele Kameraden kennen, von welchen einige, wie Albrecht Burckhardt, Oskar Schaub, Franz Riggenbach meine gewöhnlichen Gespielen auf dem Münsterplatz waren. Neben den gewöhnlichen Spielen mit Handball wie Rößlifulzi, Schlegelfulzi, Ziehsie und anderen und dem mittels Hopsens in einer Reihenfolge von auf dem glatten Boden gezeichneten Feldern mit dem Fuß verschobenen Stein war es hauptsächlich das Reifeln, das wir im Sommer trieben, wobei wir die ganze Stadt durchstreiften, wo noch keine Velos oder gar Autos die Fußgänger gefährdeten. Bei meiner Lebhaftigkeit war ich in der Schule kein Musterknabe, und manches Lineal wurde an mir zerschlagen.»

Mit 8 Jahren trat René ins Humanistische Gymnasium ein, dessen beide erste Klassen sich damals im Schönauer Hof, an der Rittergasse, gegenüber dem Bischofshof befanden, dort, wo heute der Schulklotz steht, in welchem bis 1957 das Realgymnasium untergebracht war. Bald darauf verlor er seine Mutter, welche an einem Drüsenleiden starb. 3 Jahre später heiratete der Vater wieder, nicht zuletzt der Kinder wegen, Frä. Sophie Roschet, welche den Kindern eine ausgezeichnete Stiefmutter war.

«Eine der schönsten Erinnerungen sind meine Kadettenjahre. Zu jener Zeit hatte man noch Vorderlader, und so waren denn die gemeinen Kadetten mit glatten, die Cadres aber mit gezogenen Vorderladern bewaffnet. Das Laden mit Papierpatronen, deren umgebogenes oberes Ende nicht, wie bei den Soldaten, abgebissen, sondern von Hand abgerissen wurde, geschah mit den bekannten 12 Tempos.

Wer 2 Jahre bei der Infanterie gedient hatte, konnte dann das nächste Jahr, so weit Platz war, Artillerist werden. Wir

hatten 4 hübsche, glatte Bronzekanonen von 6 cm Kaliber mit Protzen, welche für den Transport durch die Mannschaft mittels Zugleinen eingerichtet waren. Das Laden mit den bekannten Wischerbewegungen und das Losfeuern mittels der Schlagröhren wurde besonders sorgfältig geübt, ebenso die Richtübungen, wobei es auch ein Wettrichten mit Preisen gab. Trotz des starken Rücklaufes konnten Schußgeschwindigkeiten von 1 Schuß pro Minute erreicht werden. Wir hatten die besten Instruktooren: für die Infanterie Oberst Trub, die Hauptleute Merian, Dietschy und Lüthy, und für die Artillerie: Oberst Falkner, Hauptleute Passavant und Schneider und Lieutenant Oelhafen. Oft nahm der bekannte Oberst Wieland, ein alter Neapolitaner, an unseren Ausmärschen teil und feuerte uns Stürmende mit dem Schlachtruf: ‚Uf sie, uf sie‘ mit seiner Reitpeitsche in der Hand an. Am St. Jakobsfest aber brachte uns sein Vetter Dr. Wieland durch seinen patriotischen Schlachtbericht in helle Begeisterung.»

Im Mai 1865 gab es eine neue Änderung der Lebensverhältnisse, indem auch der Vater an einer rapid verlaufenen Lungenentzündung starb — der elfjährige René fand ihn, der während des Bettwechselns gestorben war, tot im Stuhl sitzen. Durch Vermittlung des Onkels Prof. Streckeisen durfte sich René doch weiterbilden, und zwar zunächst in Teufen, im Institut des Pfarrers Samuel Lutz, dann wieder am Humanistischen Gymnasium unter den Lehrern Dr. Fechter, Konrektor, für Latein, Dr. Louis Sieber, dem späteren Stadtbibliothekar, für Griechisch und Deutsch, Prof. Girard für Französisch, Dr. Fritz Burckhardt für Mathematik, Dr. August Bernoulli für Geschichte und dem bekannten Maler Kelterborn für Handzeichnen. Zum engsten Freundeskreise gehörten Ami Pettermand, Hermann von Mechel und Alfons Simonius.

Der innerste Wunsch des Jungen war, eine militärische Karriere zu verfolgen. Dies um so mehr, als General von Mechel ihm in Aussicht gestellt hatte, durch Vermittlung des Herzogs von Koburg-Gotha den Eintritt in eine preußische Kriegsschule zu ermöglichen. Dies aber machten die seit dem Tode des Vaters beschränkten Familienverhältnisse und der Widerstand der Verwandten unmöglich. So mußte er ins Päd-

agogium übertreten, bis eine neue Veränderung seiner Verhältnisse eintrat. Sie wurde durch den Kriegsausbruch 1870 veranlaßt. Wir lassen die Aufzeichnungen Geelhaars sprechen.

«Es war an einem Freitag vormittags, den 19. Juli 1870, daß ein Tambour unter Trommelschlag die Stadt durchzog und die erfolgte Kriegserklärung Frankreichs an Preußen ankündigte und alle verfügbaren Truppen Basels zum Einrücken auf nachmittags 4 Uhr in den Werkhof aufbot. Basel stellte zu jener Zeit ein Auszügler-Bataillon 80, ein schwaches Bataillon Landwehr, etwa 40 Guiden und eine 10,4 cm. Feldbatterie ins Feld. Wir Knaben sahen schon Samstags darauf im Werkhof dem Verpacken der Artillerie-Munition in die Protzen und Caissons durch Hptm. Passavant zu.

Unsere Heeresbewaffnung war damals nicht schlecht. Während Preußen und Franzosen noch Einlader hatten, besaß unsere Infanterie zur Hauptsache schon das Vetterli-Magazingewehr von 10,5 mm. Kaliber mit 12 Patronen im Magazin und einer Patrone im Lauf, mit Geschossen 20,2 Gramm schwer. Unsere Artillerie hatte Hinterlader, während die Franzosen noch Vorderlader besaßen. Es handelte sich in Basel darum, durch Besetzung des Badischen Bahnhofes und der französischen Schweizergrenze am Lysbüchel irgendwelche Grenzverletzungen zu verhüten. Die unsichere Haltung Süddeutschlands zwang zur Besetzung des Badischen Bahnhofes.

Die Kriegserklärung Frankreichs wirkte wie ein Blitz aus heiterm Himmel und brachte natürlich alles in Aufregung und bange Erwartung. Meine Kameraden und ich benutzten den folgenden Sonntag, um Zeugen zu sein des unter den Augen des badischen Zollwächters stattfindenden Abbruchs der Hünninger Schiffbrücke vor deren Abtransport nach Strasbourg durch französische Infanterie. Die Kürassiere hatten schon vorher ihre Garnison verlassen. Die Sympathien unsrer Basler Bevölkerung waren sehr geteilt, und es gab in vielen Familien Spaltungen zwischen Deutsch- und Französisch-Gesinnten. Überraschend wirkten die rasch aufeinander folgenden Niederlagen der Franzosen. Etwa Ende Juli konnten wir Knaben noch zum letzten Mal französische Truppen bei St. Louis begrüßen. Es waren Husaren des Korps Donay, welche in

ihren schmucken hellblauen, weißverschnürten Waffenröcken und mit ihren hübschen Pferdchen ein interessantes Bild darboten. Mit mehreren Päckli Grandson und Ormond Zigarren versehen, machten wir uns mit diesen Leuten rasch vertraut, sodaß sie uns ihre Bewaffnung sehen ließen. Doch verließen sie bald unsere Gegend, um sich mit der geschlagenen armée Mac Mahons zu vereinigen und in Sedan deren Schicksal zu teilen. In Hüningen und St. Louis verblieben nur einige douaniers. Strasbourg wurde schon am 10. August eingeschlossen, und nach dessen Fall am 27. Sept. näherte sich der Krieg rasch unsern Grenzen. Diese war zurzeit nur von unsern Basler Truppen besetzt, wozu sich auch das Landschäftler Contingent gesellte. Wir hatten da den Besuch unsres Veters Edmund Nüsperli, der als Caporal eine Wache am Badischen Bahnhof kommandierte und uns erzählte, wie er einen badischen Major mit seiner Begleitung, die mit der badischen Bahn eingetroffen waren und die Reise nach Freiburg i. Br. weiter fortsetzen wollten, abgefaßt und ihm die Waffen abgenommen habe. —

Schon bald nach Strasbourgs Fall konnten wir Knaben uns in Hüningen preußische Ulanen besehen, welche für einige Tage die dort leer stehenden Kasernen besetzten. Wiederum verschafften uns einige Päckli Grandson und Ormond Zigarren leichten Zutritt in ihre Stallungen, wo sie uns ihre Lanzen und Säbel untersuchen ließen. Der Grenzübertritt war für uns sehr leicht, da wir uns wohlbekannte Nebenwege benützten, wo nie ein Bein zu sehen war. Die Elsässer Bevölkerung machte die Faust im Sacke, denn ein organisierter Widerstand war nicht vorgesehen. Gleichwohl tauchten schon dazumal Gerüchte von sich bildenden Franktireur ‚banden‘ auf. Einen tiefen Eindruck hinterließen aber die öfters zur Nachtzeit Basel passierenden Schwerverwundeten-Transporte. Später wurden St. Louis und Hüningen hie und da durch preußische Streifkorps besucht in Stärke von höchstens einer Kompagnie und etwa zwei leichten Geschützen und einigen Ulanen. Die hiebei mitgeführten Bronzegeschütze mit ihren blau gestrichenen Holzlafetten machten uns aber neben unseren stählernen 10,4 cm. Kanonen auf Eisenlafetten eher einen ärmlichen Eindruck.

Alle diese so rasch vor meinen Augen sich abwickelnden Bilder erweckten in mir die Aussicht, durch Eintritt in die Franktireurs meine Militärkarriere einzuleiten. Hatten doch arbeitslose Neuenburger Uhrmacher sich bereits zu den Franktireurs geschlagen. Für alle Fälle sparte ich mir von nun an alle die von meiner Mutter etwa erhaltenen Rappen zusammen und studierte eifrig Blatt 2 der Dufour-Karte, welche die in Betracht fallende Gegend recht übersichtlich darstellt.

Denn nun entwickelten sich die Kriegereignisse rasch. Man hörte von Truppenansammlungen bei Freiburg im Breisgau und vom Rheinübergang der Division Schmeling bei Neuenburg. Am 4. Oktober stand sie schon bei Mülhausen und wandte sich dann, nach Unterbrechung der auf Belfort führenden Eisenbahnlinien und ohne Mülhausen zu betreten, aber nach Entwaffnung der Dörfer zur Belagerung von Schlettstadt, welches, am 17. Oktober eingeschlossen, schon am 24. sich ergab. Während nun die Division Schmeling Neu-Breisach belagerte, rückte eine Reserve-Division Treskow von Strasbourg her nach mehreren Gefechten mit Franktireurs und Mobilgarden bei Colmar über Cernay gegen Belfort, welches am 2. November bereits von schwachen Kräften zerniert war, und damit war die Belagerung von Belfort eingeleitet. Die Gegend zwischen dem Rhein und Belfort wurde nur durch schwache Streifkorps überwacht, wobei Mülhausen aus Furcht vor der starken Arbeitsbevölkerung dieser Stadt (gegen 40.000) noch unberührt blieb. Alle diese Nachrichten hatten die bei uns sich einstellenden Flüchtlinge rasch verbreitet. Natürlich waren aber die genauen Truppenstärken und Quartiere nicht bekannt, und ich selbst wußte nur, daß Belfort eingeschlossen sei.

Unter solchen Umständen war es für mich höchste Zeit, meinen Plan, wenn es mir wirklich damit Ernst war, auszuführen. Ich gedachte, mich nach dem etwa 60 Km. von Basel entfernten Belfort durchzuschlagen und mich dort unter die Franktireurs einreihen zu lassen. Ich rechnete dabei, daß, einmal dort, man mich wohl oder übel behalten müsse, sintemal sowohl Preußen als Franzosen niemand aus der Festung herauslassen würden, und so setzte ich meinen Plan am 12. November an einem Freitag in Verwirklichung.

Meine Ausrüstung war die denkbar einfachste, denn es durfte meine Erscheinung von der des gewöhnlichen Schulgangs nicht verschieden sein, wollte ich nicht Verdacht erregen. So wählte ich, ohne Unterkleider noch Mantel, ohne Uhr noch irgend welchen Proviant (das Brotkästchen war stets verschlossen) mit einem Stück Seife, meinem Taufschein und Frs. 1.50 in der Tasche, Homers Odyssee und ein lateinisches Phrasenheft unterm Arm und mit den Photographien der damaligen bekanntesten Heerführer und Blatt 2 der Dufourkarte unter meinem Kittel statt den gewöhnlichen Schulweg den Weg nach St. Louis. Bald nach 8 Uhr traf ich dort ein und traf gerade auf eine preußische Streifpatrouille, welche sich eben auf der gleichen Straße nach Altkirch (30 Km.), die ich verfolgte, in Bewegung setzte. Nachdem ich, neben ihnen marschierend, sie eine Zeitlang genügend gemustert hatte, sie mir aber zu gemächlich marschierten, schritt ich lebhafter aus und hatte auch bald die voraus reitenden Ulanen überholt und, da die Straße dort wellenförmig auf und ab steigt, auch bald ganz außer Gesicht. Ich mochte etwa 2 Stunden tüchtig marschiert sein, als ich hinter Ramspach einen Bauernwagen einholte und, da ich mich gerne informierte, den Bauern fragte, ob ich mitfahren dürfe. ‚Recht gern‘, war die Antwort, und nun erfuhr ich, daß er in Carspach bei Altkirch zu Hause sei und schon seit 2 Monaten habe den Preußen Fuhrwerkdienst leisten müssen und nun genug habe. Er sei ihnen entwischt. Darauf eröffnete ich ihm meine Absichten und erfuhr auch, daß Belfort zerniert sei und niemand mehr passieren könne, daß aber Franktireurs bei Montbéliard sein müßten. Als ich mich nun zufällig zurück wandte und die über das wellenförmige Gelände laufende Straße übersah, bemerkte ich auf der hintersten Welle die gerade auftauchenden Ulanen und machte meinen neben mir sitzenden Begleiter darauf aufmerksam. ‚Ich will nicht noch einmal umsonst Dienst tun‘, antwortete er und lenkte sofort sein Fuhrwerk von der Straße ab, querfeldein und erreichte nun ungestört auf einem Nebensträßchen Altkirch. Dort erfuhr er, daß die Ulanen bereits schon vorbei getraht seien, und so schlug er mir vor, im dortigen Wirtshause etwas zu Mittag zu speisen. Ich wollte meine

geringe Kasse nicht jetzt schon schwächen und sagte, ich wolle unterdessen seinen Wagen hüten. Er aber lud mich darauf zu einem Glas Wein ein, was ich schließlich annahm, und so setzten wir uns zu Tische gerade einem Basler Herren gegenüber. Der Bauer erzählte dem Herrn meine Absicht. Da riet mir der Herr ab und lud mich ein, wieder mit ihm nach Basel zurückzufahren. Das schlug ich ihm aber bestimmt ab, indem ich ihm seine gute Absicht bestens verdankte.

Ich fuhr nun mit meinem Bauern weiter, und bei einer Abzweigung des Weges wandte er sich, mir Glück wünschend, nach Carspach, worauf ich meinen Weg nach Dannemarie fortsetzte.

Ich passierte bald darauf die deutsch-französische Sprachgrenze, was ich daran merkte, daß ich mich mit einem Bauernmädchen, das vor seiner Tür Kartoffel schälte, nur französisch unterhalten konnte. Ich erfuhr von ihr, daß Dannemarie von den Preußen besetzt sei, und wirklich zog ich bald darauf in Dannemarie an preußischen Soldaten vorbei, welche vor ihren Haustüren ihre Schuhe und Kleider flickten. Hinter Dannemarie gewährte ich links der Straße den großen Eisenbahnviadukt, von dem mehrere Bogen gesprengt waren. Als ich bald darauf den Rhône-Kanal passierte, fing es schon an zu dunkeln, und schließlich gelangte ich in ein Dorf, als es schon pechscharze Nacht war. Dies war das Dorf Fousseماغne, etwa 10 Km. Luftlinie Distanz von Belfort. Weiter zu gehen war unratsam, da ich jetzt schon nur an vereinzelt Lichtstrahlen das Dorf erkannte und nur durch Weitertasten den Häusern entlang vorwärts kam. Geld auszugeben für ein Nachtquartier, fiel mir nicht ein, und als ich zufällig auf ein Scheuentor stieß, dessen untere Hälfte offen stand, und gleichzeitig ein feiner, kalter Regen einsetzte, schlüpfte ich in die Scheune und fand darin ein gut gepolstertes Wägelchen und damit ein herrliches vorläufiges Nachtquartier.

Nun konnte ich in Ruhe überlegen, was weiter zu tun sei, und darin störten mich die zeitweise erfolgenden dumpfen Kanonenschläge nicht, die alles erzittern machten, sondern erfüllten mich im Gegenteil mit freudiger Erwartung, daß ich nun bald alles in der Nähe erfahren würde.

Ich beschloß, so früh als möglich bei anbrechendem Morgen auf der großen Straße weiter zu gehen, um mich nicht bei einer unerwünschten Begegnung mit Patrouillen etwa dem Vorwurf auszusetzen, auf verborgenen Wegen zu wandeln. Der Schlaf kam erst spät, sodaß, als ich erwachte, es bereits dämmerte. Rasch ging ich weiter. Nach kaum einer halben Stunde kam ich in die Nähe eines Dorfes, Frais, und sah links und rechts der Straße Spuren von Bivouaks. Auch fand ich den Eingang zum Dorfe durch eine Barrikade aus Trockenmauerwerk gesperrt. Da sprang bei dem etwas versteckten Durchgang ein Landwehrmann heraus, hielt mir das schußbereite Gewehr entgegen mit dem Rufe: ‚Halt, wer da!‘ ‚Reisender‘, war meine Antwort. Dreimal rief er mich an, und ich antwortete ihm ganz ruhig: ‚Reisender‘, worauf ich ihm erklärte, ich müsse durch das Dorf zu Verwandten im nächsten Dorfe Fontaine nördlich von Frais.

Zu meiner Verwunderung ließ er mich darauf passieren, und da sah ich beim Überschreiten des Dorfplatzes etwa 60 Meter seitwärts noch bei starker Dämmerung hinter Gewehrpyramiden einen starken Zug Infanterie mit ihrem Leutnant um ein Feuer herum gelagert. Ich schritt unbelästigt vorbei und antwortete an der Barrikade am Ausgang des Dorfes der verdutzten Schildwache, die mir verwundert nachschaute, ich müsse ins nächste Dorf zu Verwandten.

Hinter dem Dorfe gelangte ich in eine Talmulde, an einer Mühle vorbei und sah die Straße an einem kleinen Höhenrücken verschwinden, wo ich hoffte, Belfort zu erblicken. Es war schon ziemlich Tageslicht aber trübes Wetter. Da stieß ich auf Löcher in der Straße und grobe Granatsplitter darum liegen und war eben daran, diese Splitter zu untersuchen, als ich von dem erwähnten Höhenrücken eine von einem Unteroffizier geführte Patrouille herannahen sah, welche direkt auf mich zukam. Der Unteroffizier rief mich schon von weitem dreimal an mit ‚Halt, wer da‘, und dreimal antwortete ich wie vor Frais mit ‚Reisender‘. Darauf bedeutete mir der Unteroffizier, daß ich ihm folgen müsse, was ich gerne tat, da ich darin die beste Gelegenheit sah, das Kriegstheater in der Nähe zu sehen. Als wir den Höhenrücken überschritten hatten, sah

ich vor mir in einer Mulde das Dorf Bessoncourt, das letzte vor der französischen Linie, ganz zerschossen. Kein Dach war mehr ganz. Am Dorfrand waren Strohhütten, und über dem Dorf glaubte ich im Nebel die schwachen Umrisse von einem Höhenzug zu unterscheiden, wahrscheinlich den Schloßhügel von Belfort. Ich wurde mitten ins Dorf in ein Wachtlokal geführt und einem schnauzbärtigen Unteroffizier übergeben, der mich mit den Worten empfing: ‚Sie scheinen auf krummen Wegen zu wandeln, aber hier wird mit solchen Leuten kurzer Prozeß gemacht.‘ Ich entgegnete, daß ich Schweizer sei, genug Ausweispapiere besitze und man mir nichts antun könne. Ich übergab ihm alle meine sogenannten Papiere, die Karte ausgenommen, samt Homer und lateinischem Phrasenheft und Taufschein und nahm gerne die Einladung einiger am Tisch herumsitzender Husaren zu einem Glas Wein an, der in einem großen Krug auf dem Tische stand.

Unterdessen wurden meine Schriftsachen an den auf der Mairie weilenden Kommandanten geschickt. Nicht lange darauf kam der Landwehrmann zurück und sagte mir, ich müsse ihm folgen. Ich konnte mir nun das zerschossene Dorf genau ansehen. 4 Km. davon liegt auf einem Felskamm das Fort La Justice. Einwohner traf ich keine, und auf einem freien, etwas höher gegen die Festung zu gelegenen Platze stand die Mairie, wo neben einigen toten Pferden ein paar marschbereite Ulanen hielten. Ich wurde in einen dicht mit Soldaten gefüllten Raum geführt. Wahrscheinlich war gerade Soldtag, und als sie mir den Weg frei gaben, stand ich vor einem an einem Sekretärsitzenden Hauptmann, der meine Papiere vor sich liegen hatte. ‚Sie sind ja gerade aus der Schule weggelaufen‘, redete er mich nicht unfreundlich an, woraus ich sofort ersah, daß ich gewonnen Spiel hatte. ‚Wie ist es möglich, daß Sie den Weg bis hierher gefunden haben, und was war Ihr Zweck?‘ Nun erzählte ich ihm, daß ich den Kanonendonner von Belfort hörte und mich die Lust ankam, die Sache einmal in der Nähe zu besehen und daß gar keine Grenzkontrolle existiere. Dann fragte er mich noch vielerlei über unsre Schuleinrichtungen und sagte schließlich: ‚Nun seien Sie froh, daß Sie in meine Hände geraten sind, denn sonst hätte es Ihnen schlimmer er-

gehen können. Gehen Sie nur direkt auf demselben Wege wieder zurück, den Sie gekommen sind und lassen Sie sich nicht noch einmal erwischen.' Damit war ich entlassen und erhielt alle meine Papiere zurück. Mit Genugtuung schritt ich nun wieder am Wachtlokal mit seinem Unteroffizier vor der Tür vorbei und befand mich bald wieder an der Stelle, wo man mich aufgegriffen hatte. Jetzt aber regnete es ziemlich stark, und die Sicht war stark beschränkt, sodaß ich schloß, bei einem solchen Wetter würden schwerlich viele Patrouillen um die Wege sein. Neben der Straße befand sich ein dichtes Wäldchen, und meine Karte zeigte mir, daß es sich bis zur Eisenbahnlinie bei Fontanelle erstreckte und mir bis dahin Deckung gewähren würde. Sofort faßte ich den Plan, durch dieses wege-lose Wäldchen und den dichten Regen gedeckt, bis nach Fontanelle zu gehen und dort mich wieder zu orientieren, ev. zu versuchen, längs der Bahnlinie nach dem jedenfalls von den Franzosen besetzten Dorfe Danjoutin zu gelangen, andrenfalls aber bis an den Kanal bei Brebotte mich durchzuschlagen und ihm folgend nach Montbéliard oder gar Besançon zu gelangen. Das Wäldchen endigte etwa 150 Meter von der Bahnlinie, und ich sah, an seinem Rande angelangt, etwa 200 Soldaten damit beschäftigt, die Schienen aufzureißen. Ganz in meiner Nähe war ein Bauernhaus, in welchem ich nach längerer Beobachtung nur 2 alte Leutchen feststellen konnte. Der Regen hatte aufgehört. Um nun meine nassen Kleider wieder etwas zu ordnen und um weiteres zu erfahren, begab ich mich nun rasch in das Bauernhaus, eröffnete den Leuten meine Absichten und bat sie, falls ich ergriffen würde, mich als einen Bekannten auszugeben, der bei ihnen Unterkunft gefunden hätte. Dann mischte ich mich als Zuschauer unter die Soldaten, um den Verlauf der Bahnlinie festzustellen, und dabei entfernte ich mich immer weiter in der Richtung Chevremont-Danjoutin. Da gewahrte ich, daß 2 Ulanen mir nachsetzten. Ich aber wollte mich nicht zum zweiten Male fangen lassen und rettete mich mit schnellem Lauf in ein südlich der Linie liegendes Gehölz und durchquerte dasselbe, um in der Nähe von Novillard wieder auf eine Straße zu kommen. Wie ich aber Novillard betrat, sah ich mich einer größeren Abteilung preu-

ßischer Infanterie mit Schaufel und Pickel und mit drei Offizieren zu Pferde an ihrer Spitze gegenüber, die mir entgegen kamen. Da konnte ich aber gerade noch in ein leeres Haus schlüpfen und ließ den ganzen Trupp, ihn von einem Fenster des 2. Stockes aus verfolgend, an mir vorüber ziehen. Ich gab nun den Gedanken an Belfort auf, da ich zur Erforschung des besten Weges über den Mont Salbert mehrere Tage gebraucht hätte und mich auch der Hunger plagte. Ich schlug daher die Richtung auf die Linie Brebotte-Montbéliard an. Ich gelangte bis auf einen Hügel nördlich Brebotte, wo ich mehrere Bauern stehen sah, welche mir den Weg wiesen.

Nun war ich außer Reichweite der Preußen und setzte ruhig meinen Weg fort, dem Kanal entlang. Um meinen Hunger zu beschwichtigen, wollte ich Brot kaufen, aber man jagte mich fort, mit den Worten, sie hätten selber nichts zu essen. So suchte ich auf den Feldern nach stehen gebliebenen, halb angefaulten weißen Rüben, aber das war nur ein spärlicher Notbehelf.

Nach etwa einer Stunde Marsch sah ich von ferne vor dem Häuschen eines Kanalwächters eine Frau an einem Tische sitzend und Kürbisse in Schnitze zerteilend. ‚Wenn doch nur auch diese Frau wieder in ihrem Häuschen verschwände, während ich vorüber gehe‘, dachte ich mir und näherte mich rasch dem Orte, und wirklich, als ich etwa noch 10 Schritte vom Tische entfernt war, erhob sich die Frau und ging ins Haus zurück. Ich aber schnell hinzu, packte etwa 6 Schnitze, stopfte sie in meinen Busen und entfernte mich in beschleunigter Gangart. Das gab mir eine kleine Erleichterung für meinen Weitermarsch, die aber nicht lange anhielt.

Als ich nach weiterem zweistündigem Marsch dem Kanal entlang, teilweise durch Überschwemmungen zu Umwegen genötigt, das Dorf Fesches erreicht hatte und in der Ferne schon Montbéliard sah, passierte ich einen Bäckerladen mit einer hübschen Tochter am Fenster. Da konnte ich mir dann auch ein Brötchen verschaffen und sie fragen, ob ich in Montbéliard Franktireurs treffen würde. ‚Oh mon Dieu, non!‘ rief sie aus. ‚Hier, les Prussiens sont entrés et ne laissent plus circuler personne.‘ Ich müsse mich nach Audincourt wenden, und dann zeigte sie mir den Weg dahin auf einem nach Etupes

aufsteigenden Sträßchen. Als ich dieses Sträßchen betrat, sah ich etwa 1000 Schritt vor mir einen Zug von etwa 30 Ulanen mit nachfolgender Infanterie denselben Weg dahin ziehen. Dagegen erblickte ich links von mir auf dem längs der Straße sich hinziehenden Hügelkamm einen Haufen von Bauern in ihren blauen Blousen stehen, offenbar die Preußen mit ihren Blicken verfolgend. Ich stieg daher sofort zu ihnen hinauf und übersah nun die ganze Gegend bis Audincourt. Die Bauern sagten mir, diese Ortschaft sei von den Franzosen besetzt, wie auch die dahinterliegenden Höhen mit Schützengräben befestigt.

Nun gedachte ich, vor den Ulanen Audincourt zu erreichen, indem ich den geraden Weg dahin über die sumpfigen Wiesen wählte, etwa 5 Km. In schnellster Gangart gelangte ich zu einem Brückchen dicht vor dem Dorfe, wo eine offenbar als Wache dienende Frau mich fragte, woher ich komme und wer ich sei. Ich sagte, ich käme aus der Schweiz, von Basel her und wünsche mich zu engagieren bei den Franktireurs. Ich ließ mich aber nicht aufhalten, und als ich, im Dorfe angelangt, über die Brücke und den Doubs wollte, wo die angeblichen Verschanzungen liegen sollten, sah ich die Brücke gesprengt und fand mich bald, als ich etwas unschlüssig stehen blieb, von einem Haufen Bauern umringt, welche von mir als einem Spion redeten und Miene machten, mich zu fassen. Ich aber ließ mir nicht Bange machen und fragte sie, wo der maire des Dorfes sei, ich werde mich vor ihm ausweisen. Da trat ein Mann in einer blauen Blouse hervor und sagte, er sei der maire, und ich solle nur mit ihm kommen in sein Haus. Unterwegs teilte ich ihm kurz meine bisherigen Erlebnisse mit und den Wunsch, Franktireur zu werden. Er war sofort für mich eingenommen und sagte mir, ich werde heute bei ihm übernachten, und dann werde er am folgenden Morgen mir zu meinem Wunsche verhelfen. Als er mich in seinem Hause seiner Frau vorstellte und sagte, ich wolle mich als Franktireur engagieren lassen, rief sie aus: ‚Oh, mon pauvre garçon, ne faites pas cela. Vous serez malheureux. Retournez vite chez vous. Cette terrible guerre n'est rien pour vous.‘ Natürlich umsonst.

Nun hatte ich ein gutes Nachtessen im Kreise der Familie. Meine Kleider wurden getrocknet, meine Schuhe gereinigt und mir die Finken seines Sohnes gegeben, in dessen Himmelbett ich auch herrlich schlief. Ich half am Abend noch dem Herren maire, die von einer Versicherungsgesellschaft in Porrentruy ihm zugestellten Papiere übersetzen, und war zufrieden und glücklich, so nahe am Ziele zu sein.

Als wir Sonntag morgens am Frühstückstisch saßen bei Milchkaffee, Omelettes und Salat trat plötzlich ein Blousenmann herein, der mir als Capitaine der Franktireurs und ich ihm als Franktireur aspirant vorgestellt wurde. Mit Tränen des Dankes trennte ich mich von der Familie, von der ich so viel Gutes empfangen, und habe später beim Lesen der Kriegsgeschichte über den Feldzug Bourbakis mit Wehmut an alle die Leiden gedacht, welche die lange Zeit zwischen zwei Schlachtfrenten gestellte Bevölkerung dieser Gegend durch das beidseitig mehrfach wiederholte ‚Ausfouragiert werden‘ muß betroffen haben.

Die Samstags bei meinem Verlassen von Fesches erblickten Ulanen hatten wirklich am Abend noch einen Versuch gemacht, Audincourt zu besetzen, waren aber durch Gewehrschüsse vertrieben worden, und man trug abends noch eine Ulanen Czapska auf einem Bajonett als Trophäe im Dorf herum.

Der capitaine des franktireurs erklärte mir, hier könne er mich nicht einstellen, ich müsse ins Dépôt nach Pont de Roide, und er führe mich zum Chef de la Défense, um mir dort einen Ausweis ausstellen zu lassen. Wir fuhren daher in einem Kahn über den Doubs, der dort etwa 30 Meter breit ist, nach den Usines sous Roche, deren Direktor mir folgendes Brieflein ausstellte: (welches im Original erhalten ist)

Mairie de Valentigney

20. II. 1870

Le jeune homme porteur de ce billet est suisse et de Bâle et voudrait s'engager dans la garde mobile, cela me semble très difficile sous les conditions actuelles. J'adresse ce jeune bâlois au Capitaine commandant de Valentigney qui voudra donner telle suite qu'il jugera.

A. Boutherat-Peugeot.

Mit diesem Schreiben fühlte ich mich glücklich am Ende meiner Wünsche und schlug zufrieden den Weg nach Valentigney ein. Nach einem halbstündigen Marsche erblickte ich das Dorf, aber mit einer Postenkette von Mobilgarden davor, die Posten etwa 50 Meter auseinander. Ich hatte nicht Lust, mich nochmals anrufen und ausfragen zu lassen, und da mir die Posten nicht gerade sehr aufmerksam schienen, ließ ich mich, als ich noch etwa 200 Meter von der Kette entfernt war, langsam ins ziemlich hohe Gras sinken, denn ich wollte versuchen, à l'indienne zwischen den Posten durchzuschleichen. Ich merkte mir genau 2 Soldaten und den bis zu ihnen zurückzulegenden Weg und befand mich kriechend nach einer Viertelstunde schon hinter der Postenkette. Ich kroch noch etwa 100 Meter weiter, dann erhob ich mich langsam und erreichte das Dorf um die Mittagsstunde. Ich fragte eine alte Frau: ‚Où trouverai-je messieurs les Officiers.‘ ‚Au café du coq‘, war die prompte Antwort, und dort wartete ich im Billardsaal, bis die Herren gespiesen hatten. Ich stellte mich vor und zeigte ihnen die Photographien vom Empereur, Eugénie und dem Prinzen, Mac Mahon, Frossard, Bazaine und Cauerbert. Sie erklärten mir freundlich, sie dürften mich als Schweizer nicht in die Garde mobile aufnehmen, aber in Pont de Roide könne es mir nicht fehlen. Gleichzeitig luden sie mich ein, mit einem leichtverwundeten Artillerie-Offizier halbwegs Pont de Roide bis Mathey zu fahren. Dann nahmen sie mich mit zum Appel vor die Front ihrer Truppen. Dort traf ich den Artillerie-Offizier, einen artigen Hauptmann, und nachdem ich dankend von den Mobilgarde-Offizieren Abschied genommen, fuhren wir los. Es fiel ein leichter Regen, und man sah wie im Nebel eine an den Abhängen längs des Doubs verteilte Postenkette. Der Fluß macht dort einen großen Bogen. Als wir uns Mathey näherten, kam uns gerade ein Zuaven-Bataillon aus dem Dorf entgegen und nahm die ganze Straßenbreite ein, sodaß das Fuhrwerk halten mußte. Sie hatten ihren Fez und Drilchüberzüge über ihren roten Hosen und Brotlaibe und Geflügel auf ihre Tornister geschnürt. Sie machten einen guten Eindruck. Da es aber lange dauerte, bis die Straße frei war, schlug mir der Hauptmann vor, wir wollten lieber aussteigen und zu Fuß ins Dorf

gehen. Also stiegen wir ab, und bei dieser Gelegenheit ließ ich meine Schulhefte und meine Karte, welche ich wegen des Regens unter den Wagensitz geschoben hatte, liegen, was ich erst später, als der Wagen schon wieder fort war, merkte.

Im Dorfe war ein solches Getümmel von allerlei Truppen: Franktireurs von allen Sorten, vengeurs de Lyon, chasseurs maçonnais etc., daß ich meinen Hauptmann verlor, denn ich hatte meine Augen nur bei den Franktireurs. Ich marschierte nun weiter Pont de Roide zu und begegnete noch weiteren anmarschierenden Trupps. Als ich einen fragte, ob der capitaine des franktireurs bei ihnen sei oder noch in Pont de Roide, sagten sie mir, er sei schon in Mathey. Also ging ich wieder zurück und wurde auf mein Fragen wirklich dem Manne zugeführt. Er sah mich scharf an, und als ich ihm meinen Brief zeigen wollte, fand ich ihn nicht sogleich und vermutete, den Brief mit den Schulheften im Wägelchen gelassen zu haben. Ich fand ihn erst später wieder, als ich dessen nicht mehr bedurfte. Ich war etwas verlegen, teilte aber dem Manne meine Vermutung mit und auch, wie ich hierher gekommen sei mit einem Artillerie-Offizier. Er zuckte die Achsel und rief einem seiner Leute mit dem Auftrag: ‚Conduis ce jeune homme au corps de garde.‘ Dort empfing mich ein Sergeant der Gardes Mobiles, der mich einfach seiner Mannschaft zuteilte. Als sie ihre Abendsuppe erhielten, blieb ich aber unbeachtet, was ich dem Umstand zuschrieb, daß der Postenchef annahm, ich werde mich selber verpflegen. Als es aber zum Schlafen ging auf dem roten Plättli-Boden einer Küche, da erhielt auch ich meine Handvoll Stroh, welches mir aber bald von meinen Schlafkameraden unter den Händen weggezogen wurde, und doch hatten die Soldaten ihre warme Capotte, während ich ohne Mantel in meiner nassen Kleidung blieb. Decken waren keine vorhanden, und so fror ich denn die ganze Nacht. Neben mir lag das Chassepotgewehr meines Nachbars, und draußen vor der Tür marschierte die Schildwache mit geschultertem Gewehr und aufgepflanztem Bajonett hin und her.

Ich schlief keinen Augenblick, da ich genug zu beobachten fand, und weil ich sozusagen auf dem bloßen Plättli-Boden lag. Es mochte schon über Mitternacht sein, als alles alarmiert

wurde und wir uns vor dem Wachtlokal aufstellten. Alle Truppen rückten aus und zogen an uns vorüber. Ich stand neben dem Sergeanten, einem Zimmermann aus Besançon und sah nun auch meinen capitaine des franktireurs zu uns herankommen. Ich trat rasch an ihn heran und bat ihn, er solle mich mitnehmen und mir Gewehr und Patrone geben und sehen, wie ich meinen Mann stelle. Ich werde das Gewehr so gut bedienen wie viele seiner Leute, die schwächer seien als ich. Denn in der Tat sah ich unter ihnen viele sehr unansehnliche Leute, die einen schlechten militärischen Eindruck machten. Ich sagte ihm auch, er solle mich nur voran stellen, sollte er meinen, daß ich Furcht zeigen werde. Da fragte er mich, ob ich Geld habe und eine Uhr, und als ich beides verneinen mußte, sagte er mir, dann könne er mich nicht mitnehmen und ging weiter. Ich fühlte mich sehr enttäuscht.

Am frühen Morgen kam ein Teil zurück, sie hätten die Preußen ‚culputé‘, was mir aber erst am Tage mein Sergeant mitteilte. Als ich am anderen Tage wieder in der Verpflegung übergangen wurde und außer dem Sergeant sich niemand um mich kümmerte, erklärte ich ihm meine ganze Situation und sagte ihm, wenn das so fort gehe, werde ich mich nicht länger gebunden fühlen zu bleiben. Ich könnte ja bei meiner Regierung mich beklagen. Nun riet er mir noch, einen alten Offizier im Dorfe aufzusuchen und ihm meinen Fall vorzulegen. Ich ging darauf ein, indem ich mir schon zurecht gelegt hatte, daß ich beim Mangel an allen Mitteln wohl am besten tue, mich wieder in die Schweiz zurückzuziehen.

Die Gelegenheit bot sich mir ganz unverhofft. Ich ließ mir vom Sergeanten genau den Weg zu dem betreffenden Offizier beschreiben und machte mich auf die Suche. Dabei kam ich an einer Brücke über den Doubs vorbei, die noch unverseht, aber mit einer mächtigen, aus aufgehäuften Baumstämmen gebildeten Barrikade gesperrt war, und sah eine Schildwache auf dem jenseitigen Ufer und den Postboten, wie er gerade über die Barrikade kletterte. Ich fragte einen Mann in der Nähe, wohin der Postbote gehe und erhielt die Antwort, er trage die Briefe nach der Schweiz. Nun wartete ich, bis der Bote auf der anderen Seite der Barrikade war, sein langes

Gespräch mit der Schildwache beendet hatte und weiter ging. Nun machte ich mich behende daran, die Barrikade auch zu überklettern, indem ich dabei einige Papiere schwang und dem Postboten, der sich schon etwa 100 Schritt von der Schildwache entfernt hatte, ‚halt‘ zurief. Der Postbote hielt an, in der Meinung, ich hätte noch einen Brief nach der Schweiz, und so konnte ich mein Klettern ruhig beenden. Dann aber rannte ich schnell, ohne die Wache zu beachten, bis zum Postboten und an ihm vorbei, indem ich ihm zurief, ich hätte nichts für ihn, hielt mich aber beim Weiterrennen stets so, daß der Bote zwischen mir und der Schildwache blieb, um keinen Rückenschuß der Wache zu riskieren. Aber nichts geschah, und so konnte ich bald meine Schritte mäßigen, da ich noch einen weiten Weg vor mir hatte bis Basel (ca. 16 bis 17 Stunden).

Nach etwa 2 Stunden sah ich das alte Fort Blamont links von mir liegen und passierte bald darauf eine rohe Holztafel mit der Aufschrift: ‚Schweitz‘. Weiter sah ich das Dorf Damvant und die mir wohlbekannten Uniformen unserer Dragoner und Scharfschützen mit ihren Federhüten.

Den gefährlichen Teil meiner Reise hatte ich nun hinter mir. Ich fühlte aber einen schrecklichen Hunger und hatte doch noch ca. 19 Km. vor bis Pruntrut und 12 Marschstunden von da nach Basel. Es fing wieder an zu regnen, und die Straße Damvant bis Porrentruy schien mir entsetzlich lang. Doch nahm ich mir vor, meine Kasse, welche noch Frs. 1.40 aufwies, nicht vor Pruntrut anzugreifen. Als ich endlich um 5 Uhr in Pruntrut anlangte und einen Bäckerladen erblickte, der zugleich Weinpinte war, kehrte ich sofort ein aber mit dem Vorsatz, nach halb verzehrtem Wein, Käs und Brot durchzubrennen. Nun aber blieb der Wirt, nachdem er mir meinen halben Schoppen, etwas Käse und Brot vorgesetzt hatte, bei mir stehen, und sagte, ich komme ja gerade von der Grenze, wie es dort auch aussehe und ob ich nichts gesehen habe. Darauf antwortete ich, an der Grenze sei nichts los, gesehen hätte ich aber sehr viel und erzählte ihm nun meine ganze Irrfahrt und bekannte ihm auch meinen leeren Beutel und daß ich beabsichtigt hatte, ihn um die Zeche zu prellen. Da lachte er, klopfte mir auf die Schulter und sagte, ich solle nur ruhig meine Sa-

chen verzehren, er nehme nichts von mir an und wünsche mir eine gute Heimreise. Ich dankte ihm herzlich und frug nach dem nächsten Weg nach Basel. Er meinte, über Pfirt seien es 12 Wegstunden, aber ich werde doch bei solchem Wetter und bei Nacht nicht diesen Weg machen wollen. Ich aber wollte rasch wieder zu Hause sein und trotz des wieder heftig einsetzenden Regens und der Dunkelheit setzte ich mich sofort über Alle und Miécourt wieder in Marsch.

Bald umgab mich stockfinstere Nacht, und ich hatte Mühe, selbst die breite Landstraße noch zu erkennen. Doch ich marschierte zu, da ich in der Ferne Lichter erblickte, von denen ich annahm, es seien die Lichter von Ottendorf im Elsaß, etwa 3 Stunden von Pruntrut. Ich war bis auf die Haut durchnäßt und mußte unbedingt irgendwo, wenigstens für einige Zeit an einem trockenen, wo möglich warmen Orte abliegen. Als ich daher in das Dorf kam, sah ich noch Licht in der katholischen Kirche und kniete dort für etwa eine halbe Stunde neben anderen Personen in einer Bank nieder, bis ich mich etwas erwärmt und erholt hatte.

Da ich aber das Bedürfnis fühlte, wenigstens für eine halbe Stunde niederzuliegen, verließ ich die Kirche und war eben im Begriff, in die Scheune eines Nachbarhauses zu schlüpfen, als eine Frau mit einer Laterne aus der Haustüre trat und bei meinem Anblick sofort aufschrie: ‚Oh mon Dieu, un voleur‘ und wieder im Hause verschwand. Ich wartete natürlich nicht ihren Mann ab, sondern rannte bis ans Ende des Dorfes und suchte dort, in einem einzel stehenden Holzschopf unter zu kommen. Aber kaum hatte ich mich auf ein am Boden liegendes Brett nieder gelegt, als ein Mann mit einer Laterne unter der Türe erschien und begann, überall umher zu leuchten. Ich aber verhielt mich ganz ruhig. Der Mann ging sogar dicht an mir vorbei, ohne mich zu bemerken, und verließ wieder die Hütte. Nun konnte ich da etwa für eine halbe Stunde ruhen, mußte mich aber stets kehren, um die kaltgewordene Oberseite des Körpers wieder auf dem Brett zu wärmen. Dann ging's weiter. Bei der herrschenden Dunkelheit waren abkürzende Nebenstraßen ausgeschlossen. Ich mußte mich an die Wegweiser halten und sie stets erklettern, um ihre Schrift zu entziffern.

Zwischen Bettlach und Hegenheim fing es an zu tagen, aber da übernahm mich eine Schwäche, und ich fiel zu Boden, raffte mich aber sofort wieder auf, nachdem ich aus einer Pfütze mich etwas erfrischt hatte. Ich fühlte mich wegen dieser Schwäche so beschämt, daß ich alle Kraft wiederfand. Beim Passieren von Hegenheim warfen mir die jüdischen Bauernkinder Steine nach, welche ich aber zurück gab, worauf ich bald Bourgfelden erreichte, wo ich bei der douane mir ein Weggli gestattete.

Ich sah nun die Türme Basels vor mir und durfte keine Schwäche mehr zeigen. Um nicht ganz ausgehungert zu Hause zu erscheinen, nahm ich noch in einer kleinen Wirtschaft in der Steinenvorstadt rasch ein Glas Wein, Käse und Brot, wofür meine Kasse von Frs.1.20 gerade noch ausreichte, und erschien um 9 Uhr vor unserer Haustüre. Als meine Schwester mir öffnete, rief sie erschreckt: ‚Herrje, der René!‘ Ich aber begab mich direkt in mein Zimmer und legte mich zu Bette, und nachdem mir meine Mutter eine Omelette und eine Tasse Milch gebracht, schlief ich fest bis zum anderen Morgen.

Nun bat ich meine Mutter, mir den ihr verursachten Schmerz zu verzeihen, und benützte Mittwoch Nachmittag dazu, mich wieder bei meinen Lehrern um Wiederaufnahme in der Schule vorzustellen. Sie empfingen den reumütigen Sünder mit wohlwollenden Worten. Der Tochter von General v. Mechel, welche schon einige Mal während meiner Abwesenheit nach mir geschickt worden war, konnte nun beruhigender Bericht gegeben werden, und als ich Donnerstags wieder in der Klasse erschien, empfing mich der Ruf: ‚Ho! der Franktireur.‘

Als ich an jenem Freitag nicht mehr zu Hause erschienen war, hatte meine Mutter sich gleich an Cousin Im Hof gewendet, welcher unseren Bürgermeister veranlaßte, im deutschen und französischen Hauptquartier Nachfrage nach mir zu halten. Bei den damaligen Verhältnissen natürlich ohne Erfolg. —

Anfangs Februar 1871 wurde mir noch einmal mein Franktireur-Abenteurer in lebhafter Erinnerung gebracht, als die Bourbaki-Armee nach ihrem Übertritt bei Verrières und anderen Orten der Grenze behufs ihrer Unterbringung auf die ganze

Schweiz verteilt wurde. An Basel wurden 1400 Mann abgegeben, welche am 3. Februar abends, als es schon dunkelte, anlangten und von einer großen Menschenmenge empfangen wurden. Zu ihrer Bewachung waren nur 45 Mann Landwehr verfügbar, und auf ihrem Marsch zur Kaserne im Klingental konnten sich diese Internierten in dem großen Menschengedränge nur noch nach den hie und da über den Köpfen aufblitzenden Bajonetten orientieren und sich gegenseitig zurufen: ‚Ah, voilà une bayonette.‘

Sie wurden abteilungsweise in den großen Kesseln unserer Färbereien gesäubert und so viel als möglich mit frischer Wäsche versehen und konnten vom Publikum durch das Gitter des Kasernenhofes betrachtet werden. Unser Oberst Bachofen, ein strammer Soldat, hatte die Oberaufsicht und führte die Internierten, er selbst auf hohem Rosse, an schönen Tagen spazieren. Nebst einigen Zuaven und Dragonern war da nur ein einziger Frantireur mit einer violetten Leibbinde zu finden. In ihren abgetragenen Uniformen und mit ihren bleichen Gesichtern erregten die Internierten gerechtes Mitleid und wurden auch vom Publikum gebührend beschenkt. Ich erinnere mich, in der freien Straße einen an Krücken gehenden Zuaven getroffen zu haben, der nur einen Arm und ein Bein hatte und mit lachendem Gesicht die von dem ihn umdrängenden Publikum zugesteckten Geschenke in Empfang nahm.»

Soweit die Aufzeichnungen.

Diese Frantireur-Geschichte hatte mindestens die gute Folge, daß René nun als Vorbereitung einer militärischen Karriere das Polytechnikum besuchen durfte. Vorher aber absolvierte er auf Rat des Rigibahn-Erbauers Riggerbach eine praktische Lehre von 2 Jahren bei Mechaniker Sebastian Buser in Gelterkinden, welcher die Webstühle für die damals blühende Bandindustrie baute. Nun lernte der Junge bei 14stündiger Arbeitszeit und strenger Zucht, aber reichlicher, gesunder Verpflegung die Grundlagen des Schmiede- und Schlosserhandwerks. Dank intensivem Privatunterricht konnte er dann 1873 das Polytechnikum beziehen, und zwar die Bauingenieur-Schule, zu der es ihn hinzog, weil sich alle seine Basler Freunde, Alfons Simonius, Mathieu Merian etc., dafür entschieden hat-

ten. Die jungen Basler bildeten dann eine Verbindung «La Bâloise».

Durch einen Zufall wurde Geelhaar bekannt, daß ein Professor Tschitschwitz sich dazu hergab, für Preußen die Gesinnung der deutschen Studenten zu beschnüffeln. Der impulsive Jüngling rief die Studenten Zürichs zu einer Katzenmusik gegen den unwürdigen Professor auf, der bald darauf das Land verließ.

Auf die Aspirantenschule in Basel und Zürich, an der u. a. Leutnant Ulrich Wille Theorie erteilte, folgte schon 1877 die weitere Ausbildung zum Instruktions-Offizier der Positions-Artillerie in Thun, unter Major Fornerod, der Geelhaars militärische Einstellung entscheidend beeinflußte, indem er im Soldaten den Mitarbeiter sah. Bald wurde Geelhaar an den Inspektionen dem General Herzog als Adjutant beigegeben. Da aber die vorhandenen Kredite nicht genügten, um ihm eine Stelle als Instruktor zu sichern, entschloß er sich kurzerhand zur Auswanderung nach Amerika.

Die Reise als Zwischendeckpassagier für 130 Fr., wobei Matratze und Eßgeschirr mitzubringen waren, wurde ein wahres Abenteuer, indem ein tagelang dauernder Sturm in diesem Massenquartier, mit von Sägemehl vorsorglich bedecktem Boden, unbeschreibliche Zustände schuf. Geelhaar verbrachte den größten Teil der Fahrt im Freien, angeklammert in einem relativ geschützten Winkel, die entfesselten Elemente beobachtend.

Trotz der damals herrschenden Arbeitslosigkeit fand er durch Vermittlung seines Reisegefährten Schwarzenbach aus Zürich eine Stelle bei Leavitt, Columet and Hecla Mines, in Cambridgeport. Eine Diskussion, welche von einem Offizier beobachtet und gehört wurde, und in welcher Geelhaar seine umfassende Kenntnis des europäischen Geschützbaus zeigte, hatte zu seiner Überraschung seine Berufung an die Torpedostation in Newport zur Folge. Hier arbeitete er die Pläne eines neuen Torpedos aus.

Dann aber trat er, durch den Erfinder Emil Bürgin von Basel aufgefordert, als Patentzeichner der «United States Electric Lighting Co., New York» bei, welche in Konkurrenz

zu dem in Menlo Park am Glühlicht arbeitenden Edison die öffentliche Beleuchtung mit der Bogenlampe entwickeln wollte. Geelhaars Aufgabe war es, die Ideen der Erfinderguppe in einer technisch möglichen Form zu zeichnen. Sein direkter Vorgesetzter war Hiram Maxim, der Erfinder des Maschinengewehrs.

Die folgende Arbeit als Monteur und Patentagent in der Textilmaschinenfabrik von Brüstlein, von Sury und Co. in New York verschaffte ihm nicht nur die Kenntnis eines neuen Gebietes, sondern auch Gelegenheit zu ausgedehnten Reisen in den Südstaaten, auf welchen er mit Bedauern feststellte, daß die Eidgenossen daselbst in jener Zeit verhaßt waren, weil sich ein Schweizer Major Wirz im Sezessionskriege zum Kommandanten der Konzentrationslager hergegeben hatte.

Auf Geelhaars Vorschlag wurde 1883 der Schweizer Verein New York gegründet, dessen erster Präsident er wurde.

Nach fast 6 Jahren entschloß er sich, doch wieder in die Heimat zurückzukehren, nicht zuletzt, um die militärische Karriere nicht völlig zu vernachlässigen, und dies, obgleich er nun an der Maschinenfabrik Oerlikon nur einen Bruchteil dessen verdiente, was er in Amerika erhalten hatte. Da kam der Ruf des alten Freundes Simonius, der in Wangen im Allgäu eine Cellulosefabrik betrieb, sehr willkommen. In 4 Jahren schuf der Leiter immer neue Verbesserungen des Betriebs und der Arbeitsbedingungen, die Produktion in kurzer Zeit verdreifachend. Seine Civilcourage zeigte er auch hier, im deutschen Milieu: Er forderte den Amtmann von Wangen, der über die Schweizer Armee und namentlich über die Offiziere am Stammisch abschätziges Bemerkungen gemacht hatte, kurzerhand zum Duell heraus, obgleich er ein prinzipieller Gegner des Zweikampfes war. Der Amtmann kniff vor der Forderung und wurde strafversetzt.

Im Frühling 1890 endlich ging sein längst gehegter Wunsch in Erfüllung. Er wurde durch Oberst Gresly in das Geniebüro der eidg. Befestigungsbauten, Bern, als Maschineningenieur berufen und folgte diesem Rufe trotz der Warnungen von Freund Simonius, der ihm in der aufstrebenden deutschen Industrie eine große Zukunft, in der Kleinheit der Schweizer

Verhältnisse aber Neid und Schwierigkeiten voraussagte. Seine Aufgabe war die Konstruktion der Eisenbauten der im Entstehen begriffenen Gotthardbefestigungen, so z. B. der Panzerlöcher im Urnerloch und an der Teufelsbrücke. Zur Abnahme der im Ausland bestellten Panzerplatten, Geschützrohre und Lafetten waren längere Aufenthalte in den Grusonwerken in Magdeburg und in St. Chamond, Frankreich, nötig.

Bereits 1890 führte der nun zur Festungsartillerie übergetretene Geelhaar die erste Rekrutenschule dieser neuen Waffe im noch nicht einmal fertiggestellten Fort Fondo del Bosco, heute Airolo, durch. 1891 folgte die Beförderung zum Offizier des Materiellen und Instruktor im Kommandostab der Gotthardbefestigungen, was die Übersiedlung des bald auch zum Major Aufrückenden nach Andermatt zur Folge hatte. Hier gründete er nun auch einen eigenen Hausstand mit der jungen, schönen Ida Würth. Der Ehe entsproß ein Töchterlein, Ida.

In jener Zeit spielten sich in Schweizer Militärkreisen erbitterte Kämpfe ab zwischen den Anhängern einer rein artilleristischen, statischen Auffassung vom Befestigungswesen und denjenigen, welche dynamisch die Infanterie als letzten Endes kampfscheidende Waffe in die taktischen Überlegungen einbeziehen wollten. Daß Geelhaar letztere Auffassung vertrat, ist selbstverständlich. Auch sonst geriet Geelhaar mit seinen umfassenden Kenntnissen und seiner Voraussicht zukünftiger Entwicklungen gelegentlich in Konflikte oder mindestens hitzige Diskussionen. So erkannte er z. B. die Fehler, welche bei der Anlage der Gotthardbefestigungen gemacht wurden, namentlich die Gefahr der Überhöhungen durch einen möglichen Gegner. Die leichte Verwundbarkeit wies er auf Grund einer «Herausforderung» dadurch nach, daß er 200 Infanteristen in nächste Nähe des Forts Airolo brachte, ohne von der über diesen Versuch orientierten Besatzung auch nur bemerkt zu werden.

Bei seinen Vorgesetzten war Geelhaar nicht unbedingt beliebt, um so mehr aber bei der Truppe, die, wie seine alten Soldaten noch lange erzählten, seine Gerechtigkeit schätzte, und weil er bei jeder Übung deren Zweck erklärte, alle Här-

ten mit der Mannschaft teilte und in Schwierigkeiten immer voranging. «Er stieg die Berge hinauf wie eine magere Katze.» Zur Förderung der Kriegstüchtigkeit führte Geelhaar Hochgebirgsübungen durch mit erstaunlichen alpinistischen Leistungen, mit Bivouacs in Zelten — Vorläufer unserer Hochgebirgskurse. Den nach einem Winterbivouac vor Kälte schlotternen Soldaten soll er einmal gezeigt haben, was Abhärtung sei, indem er in den gefrorenen Oberalpsee ein Loch schlagen ließ und darin badete, allerdings dann auch rot wie ein Krebs herausstieg.

Er war es auch, der das Skifahren in der Schweiz einführte, wie dies durch ein Schreiben des Schweiz. Skiverbandes bezeugt ist. Schon 1893 bestellte er bei Kost in Basel 6 Paar Ski, von denen die Firma 3 Paar liefern konnte. Vorher war das Skifahren durch Norweger erst bis in das Feldberggebiet gebracht worden.

Mehr und mehr wurde Geelhaar zum Spezialisten für die neu aufkommende Waffe, das Maschinengewehr, welche damals mit ihrer Unbeholfenheit und ihren vielen Störungen noch große Schwierigkeiten bereitete. Er trat in erster Linie der Auffassung entgegen, welche im Maschinengewehr eine Art verkleinerter Artillerie sah, es also starr einbauen wollte. Geelhaar verlangte im Gegenteil größtmögliche Beweglichkeit und erfand deshalb eine schlittenähnliche Tragvorrichtung, mit der ein Soldat die Waffe tragen konnte, um rasche Positionswechsel zu ermöglichen. Die Zeichnungen dieser Räf-lafette wurden dann durch einen Vorgesetzten an den Bundesrat als eigene Erfindung eingereicht. Dieser Vorgesetzte steckte auch die Belohnung ein und war nur durch Drohungen dazu zu bewegen, mit der Hälfte herauszurücken. Die Pläne aber gelangten durch die unbegreifliche Indiskretion eines Bundesbeamten in die Hände des Agenten Schauenburg, der für Vickers & Armstrong und die deutsche Regierung zugleich arbeitete. Im 1. Weltkrieg trat dann die deutsche Armee mit einer solchen Räf-lafette an.

Auch zur Ausbildung der Maschinengewehrschützen des neuerbauten Forts Savatan bei St. Maurice wurde Geelhaar herbeigezogen. Die Erfahrungen legte er im ersten Dienstregle-

ment für das Maschinengewehr nieder, in welchem alle die erprobten Finessen in der Behandlung der komplizierten Waffe dargestellt waren. Auch dieses Reglement war in den Händen des Herrn Schauenburg, noch bevor es in der Schweiz gedruckt war.

Als weitere Verbesserungen mögen erwähnt werden: die Einführung von Munitionsaufzügen und Sprachrohren in den Befestigungen, die Erfindung eines leicht erlernbaren Signalsystems mit Flaggen etc.

Da aber alle diese Leistungen sein Avancement in keiner Weise zu fördern schienen, entschloß sich Geelhaar, offensichtlich verärgert und enttäuscht, zur Rückkehr in die Privatwirtschaft, und zwar, im August 1897, zu Gebr. Sulzer in Winterthur.

Seine erste, wichtige Aufgabe drehte sich um die Neubeauftragung der Schweizer Artillerie. Geelhaar wollte der Firma Sulzer die Fabrikation des eine völlige Revolution der Artillerie bedeutenden Rohrrücklauf-Geschützes verschaffen und machte zu diesem Zwecke einen längeren Studienaufenthalt bei Vickers & Armstrong. Da aber in einflußreichen Militärkreisen das Krupp'sche Stachelsporngeschütz, welches sich später als völliger Mißerfolg erweisen sollte, als die Waffe der Zukunft betrachtet wurde, mußte der Gedanke einer Geschützfabrikation durch die Gebr. Sulzer fallen gelassen werden.

Geelhaar erhielt nun eine Stellung, wie er sie nie zu erhoffen gewagt hatte, und wie sie heute nur die modernsten amerikanischen Betriebe kennen. Er wurde beauftragt, im ganzen Betrieb Verbesserungsvorschläge zu machen. In der Folge gelang es ihm, wesentliche Fortschritte im Dampfkesselbau und in der Kohlenstaubfeuerung einzuführen. 1904 reorganisierte er den Abbau der den Höchster Farbwerken gehörenden Torfelder bei Orbe, an welchen Sulzer für die Dampfkesselfeuerung großes Interesse hatte.

Diese 12 Winterthurer Jahre mit ihrer selbständigen Arbeit, in einem schönen eigenen Heim mögen die glücklichsten in Geelhaars Leben gewesen sein. Da aber starben hintereinander die Herren Sulzer-Steiner, Sulzer-Ziegler und Sulzer-Großmann, und die Söhne Karl und Robert übernahmen die Lei-

tung des Geschäfts unter Umbildung in eine Aktiengesellschaft, an der namentlich die zahlreichen Schwiegersöhne und Töchter beteiligt waren. Auch wurde das Taylorsystem eingeführt, für Geelhaar ein Greuel. Der bisherige Vertrauensmann der alten Generation fand sich bald im Gegensatz zu den jungen selbstbewußten Herren, und er beschloß, sich selbständig zu machen.

Nun beging aber Geelhaar den schwerwiegenden Fehler, nicht ein eigenes Geschäft zu gründen, sondern sich zu assoziieren mit einem Ofenfabrikanten von Montreux zur Firma Aeschlimann & Co., Bäckereieinrichtungen und sanitäre Anlagen. Das an und für sich nicht sehr große Kapital — Geelhaar hatte immerhin fast seine gesamten Ersparnisse in das Geschäft gesteckt — verschwand binnen weniger Jahre durch die Leichtfertigkeit des Kompagnons. Später zeigte sich noch einmal die aus eigener Anständigkeit stammende Vertrauensseligkeit des in Sachfragen doch so gescheiten Geelhaar. Er lieh den Rest seines Kapitals einem jungen Erfinder und verlor auch diesen Rest. Von nun an arbeitete Geelhaar als Patent-Ingenieur, zuerst in Genf, dann in Bern, die letzten 21 Jahre seines Lebens im Patent-Bureau Bovard & Co.

Die Schwungkraft des beim Zusammenbruch seiner Hoffnungen 65jährigen Geelhaar mag wohl etwas gelitten haben, aber er zeigte keinerlei Zeichen von Depression, wurde höchstens in seinen Urteilen noch etwas räuber. Langsam war es ja nun um ihn einsamer geworden nach der Verheiratung seiner Tochter und nach dem Tode seiner Frau (1918). Auch der große Freundeskreis lichtete sich um den fast alle Überlebenden. Mit den wenigen Freunden aber unterhielt er eine lebhaftere Korrespondenz, gehörte er doch zu jener Generation, welche beim Austausch wohlstilisierter, reicher Gedanken ein besonderes Glück empfand. So blieb er trotz allem von jugendlicher Heiterkeit, wobei seine Mitarbeiter seine schrullige Art wohl belächelten, seine Geradheit und Zuverlässigkeit aber anerkannten, sich in der Freizeit auch gerne mit dem zähen Kämpfer im Schachspiel maßen.

Neben seinen Patent-Arbeiten, welche besonders während des Krieges außerordentlich komplizierte Aufgaben betrafen,

wie die Patent-Schriften für englische Geheimwaffen, arbeitete er an einem Diktionär für technische Ausdrücke in 3 Sprachen, von dem 3 Bände vorliegen. Noch 1944 sandte Geelhaar an den von ihm hochgeschätzten General Guisan die Ideen für eine im Gebirge verwendbare Panzerung gegen Flieger, welche 1945, kurz vor seinem Tode, vom Bundesrat mit einer Belohnung, vom General mit einer schönen Verdankung ausgezeichnet wurden.

Bezeichnenderweise wurde Geelhaars Ableben nicht durch Krankheit verursacht — er ist in seinem Leben überhaupt nie ernsthaft krank gewesen —, sondern durch die Schwächung infolge zweier Unfälle. 1942 fiel er auf Glatteis um, was zu einem Beckenriß führte. Eine damit verbundene Erkältung mit hohen Fiebern zwang ihn dazu, Unterwäsche und sogar eine Schlafmütze zu tragen, was er aber alles wieder unwillig wegwurf: er wolle nicht anfangen, sich zu verwöhnen. Im Sommer 1945 stürzte er, der gerne in der Berner Badanstalt sprang und tauchte wie ein Junge, bei einem Wettlauf über einen Draht und brach einen Arm. Bei beiden Unfällen heilten die Bruchstellen zum Erstaunen des Arztes wieder zusammen. Kurze Zeit darauf war er wieder an der Arbeit; doch brachte die gesamte Schwächung diesen unermüdlichen Geist nun doch zum Erlöschen.

Ohne Zweifel hätte es René Geelhaar, am rein äußeren Lebenserfolg gemessen, unendlich viel weiter bringen können, wäre er diplomatischer und verbindlicher gewesen. Er zog es vor, sich selber treu zu sein. So mögen dieses knappe Bild einer bemerkenswerten Basler Persönlichkeit die Worte abschließen, die René Geelhaar beim Abschied von der Firma Sulzer schrieb: «Ich war vielleicht zuviel beflissen, jede Schmeichelei zu meiden, aber bestrebt, stets dem Interesse der Sache alles Andere zu opfern, selbst die Gunst meiner Vorgesetzten, wie ich es denn auch am Gotthard so gehalten hatte. Man nennt solches Verhalten gerne Unklugheit, wenn nicht Dummheit, aber mein Gewissen ließ mich nicht anders handeln.»